

Nur 10 Minuten

Erzählungen

von

Günter S. Breuer

Widmung

Für Ann-Kristin und Sebastian,
meine geliebten Kinder,
denen ich sowieso
mein ganzes Leben widme!

NUR

10 MINUTEN

Erzählungen / Augenblicke / Fragmente

Showdown in mir selbst

von

Günter S. Breuer

Impressum

Texte: © Copyright by Günter S. Breuer
Umschlag: © Copyright by Günter S. Breuer,
Verlag: Günter S. Breuer
Dahlienweg 7
59320 Ennigerloh
guenter-breuer@t-online.de
www.gsbreuer.de

Druck und Vertrieb:
epubli - ein Service der neopubli GmbH, Berlin
Ennigerloh, Juli 2023

Motto

*Ich kann nie all die Menschen sein, die ich sein will, und all die Leben führen, die ich führen will. Ich kann mich nie in allen Fähigkeiten üben, in denen ich mich üben will. Doch warum will ich das?
Um sämtliche Schattierungen, Töne und Variationen mentaler und physischer Erfahrungen zu erleben, die in meinem Leben möglich sind.*

Sylvia Plath

aus: Matt Haig:

Die Mitternachtsbibliothek

Roman, Verlag Droemer

Inhalt

Widmung	2
Impressum	4
Motto.....	5
Inhalt.....	7
Vorweg.....	9
Teil 1	
Unterwegs im Rückwärtsgang.....	11
Aufwachen	17
Aufstehen.....	21
Im Bad	27
Pinkeln	31
Zwischendurch	34
Duschen	35
Anziehen	41
Schreiben	45
Schreiben, schreiben, schreiben.....	49

Nach so langer Zeit, ...	53
Vor einem Cafe.....	58
Finsteres Kollern	65
Das Gespenst	79
Mein (persönliches) Covid 19	91
Opa, warum ...?	95
Teil 2	
Unten am Bach.....	102
Feuer in der Flutmulde.....	106
Schiffe schwimmen lassen.....	115
Eishockey	121
Straßenschlacht.....	127
Epilog	133
Bildquellen	134

Vorweg

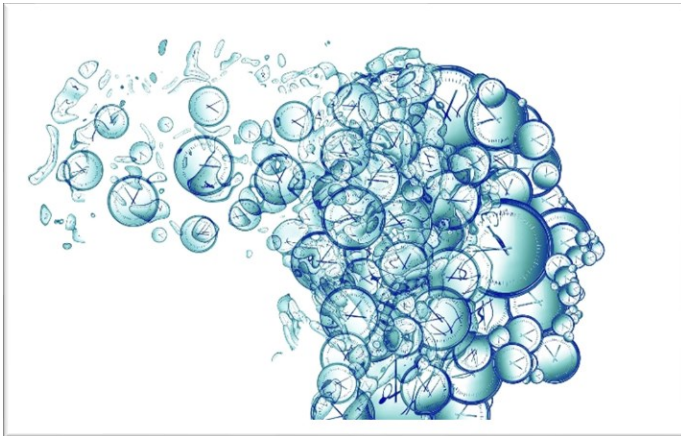
Eigentlich wollte ich in diesem kleinen Büchlein lediglich ein paar Erfahrungen niederschreiben, bei denen es sich meiner Meinung nach lohnt, sich daran zu erinnern oder davon gehört zu haben.

Diesen eher zurückhaltenden Anspruch korrigiere ich, weil mich die Lektüre des Buches von Doris Dörrie „Lesen, schreiben, atmen“ in meinem Schreibgebaren beeinflusst hat. Ich schreibe sehr gerne autobiographisch, reflektiere aber anscheinend mein Tun zu sehr.

Nach Dörrie sollte man jeden Tag zuerst einmal zehn Minuten am Stück drauflosschreiben. Anschließend kann man versuchen, eventuell Verschüttetes aus seinem bisherigen Leben wiederzufinden und je nach Bedarf aufzuarbeiten.

Teil 1

Achtung: Nicht immer für schwache Nerven
geeignet!



Die Zeit beeinflusst unser Denken!

(pixabay.com)

Unterwegs im Rückwärtsgang

- Erinnerungen (Ein Sammelsurium an Gedanken)

"Och, wat woar dat fröher schön ..."

(aus: Ich mööch zo Foß no Kölle jon -
Heimweh nach Köln)

So lautet ein altes kölsches Heimatlied. Übrigens das Lieblingslied meines viel zu früh verstorbenen Vaters, der gebürtiger Kölner war. Diese illustre Abstammung hat mein Leben maßgeblich mitbestimmt, wie beim Lesen meiner Gedanken vielleicht noch zu erkennen sein wird.

Ja, die "Gute Alte Zeit", als bei uns im Wohnzimmer das Tefifon-Band knisternd alte Schlager jaulte und der Allesbrenner bullerte, nachdem mein Vater eine Schütte Eierkohle nachgefüllt hatte, die hatte es in sich! Eigentlich ist ja immer

eine "Gute Alte Zeit". Meine "Gute Alte Zeit" waren die 60er/70er-Jahre, die von meinem Vater die 40er/50er. Mein Großvater dachte bestimmt gerne an die Zeit von Kaiser Wilhelm II. zurück. So hat jeder seine "Gute Alte Zeit". Ob diese Zeit wirklich in jedem Fall gut war, lasse ich erst einmal dahingestellt. Werden meine Kinder sich wirklich gerne an die 90er oder 2000er Jahre zurückerinnern?

Meine Enkel werden vielleicht eines Tages denken: Die 30er/40er Jahre (wohlgemerkt 2030/2040) waren geil!

Jetzt habe ich so oft den Begriff Zeit benutzt, dass man darüber einmal nachdenken sollte, ohne sich gleich in wissenschaftliche Sphären zu begeben. Aus diesem Grunde werde ich auch nicht die Theorie des Albert Einstein bemühen

und ebenfalls nicht über die Krümmung von Zeit und Raum sinnieren!

Als Mensch im Ruhestand sollte ich eigentlich reichlich Zeit zur Verfügung haben, um allen meinen, noch verbleibenden Verpflichtungen und Wünschen nachkommen zu können. Dummerweise ist für einen (besonders älteren) Menschen die Zeit allerdings endlich, soll heißen, sie läuft ab oder neigt sich dem Ende entgegen. So gesehen muss ich mich also sputen. Obwohl, das Ablaufdatum steht nicht definitiv fest, es kann jederzeit eintreffen, kann allerdings auch noch in ferner Zukunft liegen. Also nutze ich die Zeit, die ich gerade habe, bewege mich in dem Zeitraum, in dem ich mich gerade befinde. Ich muss also Prioritäten setzen!

Was fange ich denn nun mit meiner Zeit an, die mir noch zur Verfügung steht (die ich noch habe, die mir vielleicht noch bleibt, oder auch nicht, oder doch, oder was ...?)

Ich habe mich dazu entschlossen, meine Zeit ab sofort (und auch schon vorher!) meinen Lieben zu schenken, in der Hoffnung, dass ihnen meine darin enthaltenen und gemachten Erfahrungen von Nutzen sein können.

Also: Zeit schenken und aus einem schier unendlichen Pool an Erfahrungen schöpfen und diese positiv nutzen - das ist es!

Da ich gerade von dem Begriff "Zeit" gesprochen habe! Ich muss anscheinend in meiner Vergangenheit oftmals zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen sein. Wenn der "Herrgott" einmal Zeit für mich hatte, dann hat er mich jedes Mal

mit einer neuen Baustelle (sprich Krankheit) bedacht. Ich habe sehr viel Zeit bei Ärzten und in Krankenhäusern verbracht. Wieder erscheint ganz oft der Begriff "Zeit"! ...

Aufwachen

Aufwachen kann ich das Prozedere eigentlich nicht nennen, welches mich allmorgendlich in den Tag katapultiert. Wenn ich es denn nach ewigem Hin und Her geschafft habe, in einen eher erzwungenen Schlaf zu fallen, ist er auch schon wieder vorbei. Ein Schlaf, der ständig unterbrochen wird von etlichen Toilettengängen und unendlichen Versuchen, multiple Schmerzen und andere Gebrechen zu ignorieren. Ich nehme irgendwie wahr, dass der Zustand, der mir eigentlich Erholung und neue Kraft bringen sollte, mich nicht ausreichend auf das vorbereitet, was ich mittlerweile das tägliche Martyrium nenne - ein neuer Tag.

Langsam registriere ich die permanenten, chronischen Wehwehchen und versuche, nicht allzu viele Gedanken darauf zu verschwenden. Es hilft ja doch nichts, ich bin ihnen ausgeliefert. Schlimmer wird es, wenn die permanenten sich zu den sporadischen Schmerzen addieren, dann ist mal wieder ein Tag mit mehreren Schüben angesagt.

Heute ist anscheinend wieder so ein Tag! Allein das Drehen des Kopfes zum Fenster lässt die bis dahin einigermaßen ruhende Halswirbelsäule knacken, was wiederum einen stechenden Schmerz hinter dem linken Auge und in der linken Hirnhälfte auslöst, so dass mir das Tageslicht gestohlen bleiben kann. Ich liege auf dem Rücken, werfe mit nicht gerade anmutigem Schwung meine Bettdecke von mir und versuch mich in meiner

morgendlichen Gymnastik, ohne die ich gar nicht erst ins Badezimmer komme. Meine Übungen ähneln denen eines auf dem Chitinpanzer liegenden Maikäfer, der unmotiviert mit den dünnen Beinchen strampelt, um diese lebensbedrohliche Lage wieder zu verlassen. Er kann zur Not seine beiden Flügelabdeckungen öffnen und dadurch wieder auf die Beine kommen. Ich hingegen rolle mich unter unzähligen aufkommenden Schmerzen in sämtlichen Gelenken auf die Seite und lasse meine Beine über die Bettkante hängen. In dieser Position bleibe ich zuerst einmal vorgebeugt sitzen und stütze beide Hände auf die Knie. Ich muss mich erholen, meine Bronchien fangen schon an zu rasseln, ob dieser übermäßigen Anstrengung.

Aufstehen

Ich befinde mich in einer Feuerhölle, in einem regelrechten Inferno, aus dem es kein Entrinnen gibt. Mein ganzer Körper scheint von den Flammen erfasst, die mich unweigerlich verschlingen werden.

Ich befinde mich in einer Feuerhölle - und das jeden lieben Morgen, den mir mein Leben noch gibt - der ich aus einem unruhigen Schlaf zu entfliehen versuche.

Angestrengt versuche ich, den Nebel, der meine restlichen Traumfetzen durchdringt, zu überwinden. Ich falle jedoch immer wieder zurück in das schmerzreiche Inferno.

Dann, irgendwann viel später, gelingt es mir mit aller Kraft, die schon

aufzubringen ich bereit bin, der Hitze und somit den Schmerzen ein wenig zu entkommen. Die Realität um mich herum scheint mir mittlerweile näher zu sein als das Inferno dieser Nacht.

Steif, wie festgenagelt liege ich in meinem Bett und weiß nicht, ob sich die Mühe lohnt, sich erneut für einen schmerzreichen Tag zu wappnen!? Dann gewinnen ein paar positive Gedanken die Oberhand. Ich will sie nicht alle mit mir selbst ausdiskutieren, das habe ich schon zu oft gemacht. Ich schiebe die Gedanken beiseite, obwohl positiv, und versuche, mich von meinem *Nagelbrett* zu lösen. Muskel für Muskel wird von meinem noch trägen Gehirn Stück für Stück seiner Bestimmung zugeführt und lässt mich, nach mehrmaligem

Gewichtsverlagerungen, allmählich in eine sitzende Position gelangen.

Jetzt ist zuerst einmal eine kurze Pause angesagt. Was war das wieder? Dieser alltäglich wiederkehrende Kampf aus dem Nirwana in die Realität! Warum? Meine Frau ist, wie sie erzählt, vor dem Wecker wach, streckt sich ein paar Mal, springt aus dem Bett und begibt sich ins Badezimmer. Beneidenswert! Ein Bruchteil dieser Agilität würde mich zum glücklichsten Menschen auf der Welt machen - na ja, jedenfalls in unserem Schlafzimmer und für ein paar Minuten.

Ich sitze also auf der Bettkante und mache mehr oder weniger eifrig meine morgendlichen Übungen. Einem Ritual gleich bewege ich meine zu Krallen mutierten Zehen, dann die Beine und somit

auch die Knie- und Hüftgelenke.
Anschließend lasse ich meine Schultern
mit den Armen dran kreisen. Diese
Bewegung erzeugt ein dermaßen lautes
Reiben und Knacken, dass es im Kopf
widerhallt. Ach ja, der Kopf!

Kopfschmerzen! Am Kopf, im Kopf, wo
auch immer! Manchmal stechend, häufig
von links nach rechts und zurück wallend,
die ganze Kalotte ausfüllend. Jedenfalls
sehr oft gegenwärtig, wie auch die
Hautschuppung, die häufig zum Kratzen
verleitet!

Ich gelange mit etwas Schwung und
Abstoßen in den, wenn auch wackeligen,
Stand und watschle wie eine
angeschossene Ente in das unendlich weit
entfernte Badezimmer. Die Prozedur, die

nun ihren Lauf nimmt, bedarf eines weiteren Kapitels.



Deutsche Apothekerzeitung

Im Bad

Hier, im Badezimmer, bin ich froh, dass nicht besetzt ist und ich mich nach Anheben des Deckels mit einem Seufzer auf die Toilettenbrille fallen lassen kann. Ich hätte das Fallenlassen gemächlicher angehen sollen, denn nun spüre ich dumpfe Schmerzen in beiden Hüftgelenken und einen Thrombus ähnelnde Schmerzen in der linken Kniebeuge.

Anmerkung: Nur bei Vorhandensein von extrem starken Nerven weiterlesen!

Es ist nicht so, dass ich bei jeder Sitzung auch Stuhlgang habe, jedoch trifft das in der letzten Zeit in neunzig Prozent aller Fälle zu. Mir wird dabei häufig übel! In dieser sitzenden Position auf der Toilette erreiche ich bequem mit meinen

Fingernägeln die Stellen an meinen Beinen, die ein stetes Jucken verursachen - Auswirkungen der Psoriasis Arthropathie (Schuppenflechte, die auch die Gelenke angreift!), welche nach dem Kratzen blutende und schmerzende Wunden zurücklassen.

Durch starkes Grummeln im Magen-Darm-Trakt kündigen sich gastrointestinale Probleme an. Die daraus resultierenden Entleerungen kulminieren schließlich in einer flabberigen Defäkation, die ihresgleichen sucht. Meist geschieht die ganze Prozedur mit einer sich plötzlich entladenden Explosion, gegen die sich eine starke Blähung wie ein säuselnder Furz ausnimmt. Leider befinden sich bei mir im Bereich der Analspalte ebenfalls Hautirritationen durch meine Psoriasis Arthropathie. Bleiben nun Reste der

Defäkation an diesen Bereichen haften, resultiert durch diese Berührung ein derartiges Jucken und Brennen, das Steine erweichen könnte. Eine zwingend zu erfolgende Reinigung dieser Stellen hat zur Folge, dass ich meinen Körper in der Mittenrotation und in der Schulter dermaßen verdrehen muss, so dass diese Bewegung wiederum meine stets im Hintergrund lauenden, multiplen rheumatischen Beschwerden auf den Plan ruft. Ein glühender Eisenring scheint meinen Körper auf Höhe der Lendenwirbel zu umklammern, meine rechte Niere zu zerquetschen und die Hüftgelenke zum Schreien zu zwingen. Dazu kommen arthritische Einschränkungen in den Fingergelenken, die die Arbeit noch erschweren.

Pinkeln

(eine brauchbare Definition)

aus: Faber / Pedersen: „Todland“

... Die Minuten verstreichen. (Die) Blase fühlt sich an, als würde sie jeden Moment platzen. Er bezahlt den Preis, den es kostet, Regel Nummer 2 des alternden Mannes zu brechen: Gehe niemals an einem brauchbaren Busch vorbei, ohne auszutreten.

Inzwischen sollte er es eigentlich wissen. Er hätte im Park pinkeln sollen. Doch es gibt definitiv keinen Grund, nun auch noch Regel Nummer 1 zu brechen: Gehe niemals an einer funktionierenden Toilette vorbei, ohne sie zu benutzen.

»Du, Vera, dürfte ich mal deine Toilette benutzen?«

»Natürlich. Die Tür neben der Treppe.«

Juncker nimmt an, dass ein Immobilienmakler in einer potenziellen Verkaufsbroschüre den Abtritt, der sich hinter der Tür auftut, als »geräumiges Gäste-WC« beschreiben würde. Tatsache ist, dass dieser Locus genügend Platz bietet, um darin Tischtennis zu spielen.

--- > Er eilt zu der Designertoilettenschüssel, öffnet den Hosenschlitz und gibt damit den Startschuss für die obligatorischen bilateralen Verhandlungen zwischen seiner Prostata und seinem Gehirn, den Grenzübergang zwischen Blase und Harnröhre wenigstens zeitweilig zu öffnen. Dabei erstaunt es ihn wieder einmal, wie paradox es doch ist, dass er meint, so dringend pinkeln zu müssen wie noch nie zuvor in seinem Leben, während es gleichzeitig eine beinahe übermenschliche Kraftanstrengung

erfordert, auch nur ein einziges Tröpfchen herauszupressen.

Nach einer Minute einigen sich die Parteien immerhin auf eine kurzzeitige Öffnung, sodass die Blase teilweise entleert wird. Was allerdings derart langsam und mit einem so dünnen und schwachen Strahl vonstattengeht, dass er den Wasserspiegel in der Schüssel beinahe lautlos durchbricht, ohne dabei sehr viel mehr als eine feine Kräuselung der Wasseroberfläche hervorzurufen. Er hat - auf die harte Tour - lernen müssen, dass häufig eine Nachgeburt in Form einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Milliliter Urin folgt. Die, wenn er nicht wartet und sie hier abliefert, in Kürze in seine Unterhose freigegeben werden. Also wartet er. Wohlweislich, wie sich zeigt. ...

Zwischendurch

All diese temporär auftretenden physischen, gesundheitlichen Einschränkungen werden dauerhaft begleitet von dem Gefühl eines stets vorhandenen „Schwelbrandes“ (Entzündungen im Körper / oxydativer und nitrosaminer Stress), von vermehrter Bildung von Nasensekret und Speichelfluss und daraus resultierenden Schluckbeschwerden, Magenkollern und Übelkeit. Ich fühle mich ohne jegliche Energie, was mich ebenfalls (selbstredend) sehr stark psychisch belastet!

Duschen

Körperpflege am Morgen besteht bei mir in der Regel aus Duschen. Ein gründliches Waschen am Waschbecken im Badezimmer ist für mich auf Grund der starken, durch Rheuma bedingten Bewegungseinschränkungen kaum möglich. Einfacher geht es unter der Dusche, und zwar der Dusche im Keller. Dort haben wir aus Wandfliesen und Plexiglas-Stellwänden eine ebenerdige Dusche gebaut, in der man auch mit vier Personen bequem Platz hätte. Ein großer Regenschauer-Duschkopf lässt keine Wünsche offen, und das Brauchwasser fließt direkt in den Abfluss mitten im Waschkeller. Einfacher geht es nicht. Natürlich verfolgen mich meine rheumatisch bedingten Einschränkungen

auch dort unten hin, die Treppe hinunter, in den Keller. Notfalls habe ich sogar einen klappbaren Duschhocker greifbar! Nach langer Einweichphase meines Körpers mit anschließender Schaumorgie folgt zum Abschluss das Beste: Ungefähr eine Minute langes Aushalten unter fast eiskaltem Wasser. Wenn allerdings mein Luftholen in Schnappatmung übergeht und ich anfangs, einen Tanz zu improvisieren, dann wird es Zeit, dass ich den Duschaum verlasse.

Jetzt kommt die nächste Herausforderung. Der Waschkeller wird zu keiner Zeit geheizt, auch im tiefsten Winter nicht. Es befindet sich zwar ein funktionstüchtiger Heizkörper im Raum, der jedoch noch nie benutzt worden ist. Die Kälte macht mir aber in dem Moment nach der kalten Dusche nichts aus. Ich

rubbele meinen Körper mit einem harten Badetuch kräftig ab, bis die Haut sich leicht rötet. Das funktioniert wie bei den meisten Menschen an allen Körperstellen gleich gut, nur bei mir an den Füßen nicht. Ich gelange mit meinen Händen nicht bis auf den Boden, und dort befinden sich nun mal meine Füße. Ich könnte mich natürlich auch auf den Toilettendeckel oder auf den Duschhocker setzen und einen Fuß zum Abtrocknen auf das jeweils andere Knie legen - das geht mir aber nicht schnell genug. Ich habe mir also eine für mich effektivere Lösung des Problems ausgedacht. Ich lasse das Badetuch lang herunterhängen, indem ich es mit dem Kinn auf die Brust drücke, trete mit dem einen Fuß von hinten auf das Tuchende und trockne ihn mit dem anderen Fuß ab, indem ich mit diesem von vorne auf den

somit im Tuch eingepackten Fuß trete. Ein bisschen rubbeln und die Zehen bewegen, und schon ist ein Fuß trocken.

Nachdem auch der zweite Fuß einigermaßen trocken ist, folgt das Prozedere des Hosenanziehens.

Da ich den Einbeinstand nicht mehr so graziös beherrsche wie zu früheren Zeiten, muss ich mich bei dieser notwendigen Tätigkeit immer gut abstützen. Leider bleibe ich jedes Mal mit dem Fuß im Hosenbein stecken und verliere prompt das Gleichgewicht. Zum Glück habe ich mich ja abgestützt, Schmerzen habe ich dennoch. Ich könnte mir das Hosenanziehen auch ersparen, möchte allerdings nicht mehr so gerne im Adamskostüm durch das Treppenhaus laufen. Wohlgemerkt, ich befinde mich im Keller. Mehr als die Hose ziehe ich nicht

an, den Rest erledige ich im Badezimmer
und im Schlafzimmer.

Anziehen

Nach Versorgung der von Psoriasis befallenden Hautstellen an Gesäß und Beinen mit verschiedenen Salben geht es ans Anziehen.

An und für sich besteht die Tätigkeit des Anziehens einzig und allein aus dem Aussuchen und dem Überstreifen von Kleidung. Für mich gestaltet sich diese Prozedur jedoch problematischer. Schon beim Aussuchen achte ich darauf, Kleidungsstücke ohne Knöpfe und Reißverschlüsse zu wählen. Allein beim Überstreifen der Socken muss ich feststellen, dass meine Füße sich zu weit entfernt von meinen Armen und Händen befinden, um sie ohne Verrenkungen zu erreichen, die wiederum stechende Schmerzen in den Hüften und Armen

bewirken und zeitweise
Herzbekehlungen hervorrufen. All diese
Tätigkeiten, ebenfalls die des Hose
Anziehens, verrichte ich in stehender und
an Möbeln angelehnter Haltung, da ich
mich ansonsten, bedingt durch plötzlich
auftretende Hüftschmerzen, nicht mehr
auf den Beinen halten kann und das
Gleichgewicht verliere. Ebenfalls bereitet
mir das Überstreifen eines T-Shirts,
Poloshirts oder Pullovers große
Schwierigkeiten, da ich, bedingt durch
Schmerzen in den Schultern, meine Arme
nicht hoch genug über den Kopf heben
kann. Beim Anziehen der Hose bleibe ich
jedes Mal unweigerlich mit einem Bein im
Hosenbein hängen. Der daraus
resultierende Einbeinstand bewirkt derart
starke Schmerzen in den Hüften, dass ich
mich oft heulend auf das (wenn

vorhandene!) Bett werfe und hin und her winde. In ein paar meiner Schuhe kann ich zum Glück mit Hilfe eines Schuhanziehers in erhöhter Position, zum Beispiel auf einem Schuhschrank, hineinschlüpfen, ohne sie zubinden zu müssen. Dadurch muss ich nur die gichtartigen Dolchschmerzen ertragen, die entstehen, wenn die Lasche des Schuhs über meinen Rist streift.

Derart gebeutelt begeben sich nunmehr zum Frühstück an den Küchentisch und versuche nach Möglichkeit, ein anhaltendes Stöhnen zu unterdrücken.

Schreiben

Nun sollte endlich meine mir selbst auferlegte Arbeit beginnen, nämlich das (wenn möglich) tägliche Schreiben. Selbst auferlegt deshalb, weil ich als Pensionär eigentlich immer nur Arbeit im körperlichen Sinne von meiner Frau auferlegt bekomme, was dann mehr oder weniger Spaß macht - meine Frau meint es nur gut mit mir!

Ich glaube, Doris Dörrie richtig verstanden zu haben, dass man mit einem Stift per Hand seine Gedanken und Erinnerungen aufschreiben sollte, dann fließt die eigene Seele in das Geschriebene mit ein. Oder wie sie es ausdrückt: „Um den Impuls zu konsumieren“. Diesem esoterischen Gedanken kann ich nicht nachkommen, da

mein Schriftbild eher durch meine arthritischen Finger beeinflusst wird. Weil ich selbst kaum mehr meine eigene Unterschrift entziffern kann, tippe ich meine Erfahrungen lieber in mein Notebook. Die Ergebnisse sind in der Form ansehnlicher!

Weiterhin bedeutet ein Drauflosschreiben, dass man sich im Anfangsstadium nicht um die Rechtschreibung oder Grammatik kümmern soll, laut Doris Dörrie. „Es gibt kein Falsch, keine Fehler ... nur einen Weg. Weitermachen. Weiterschreiben!“ Die Korrektur kann nach Fertigstellung erfolgen.

Auch dieser Gedanke widerspricht meiner persönlichen Einstellung zum Schreiben sehr. Als Deutschlehrer kann ich mich nicht von der Regelmäßigkeit unserer

Schriftsprache distanzieren, sie ist bei mir *systemimmanent!*

Beim Schriftspracherwerb im Anfangsunterricht unserer Schulen durften die Kinder zu meiner aktiven Zeit (auch) lautgetreu schreiben, wurden aber im Laufe ihrer Schulzeit sukzessive an die Regelmäßigkeit herangeführt (Gegenüberstellung von lautiertem Schreiben und Erwachsenen-Schriftstück: „So schreiben die Erwachsenen!“)

Ich werde also versuchen, meine Gedanken, Ideen, Erfahrungen und in erster Linie Erinnerungen sowohl in Anlehnung an Lautschrift als auch Regelkonform aufzuschreiben.

Auch das konsequente Beibehalten der Gegenwartsform wird für mich eine permanente Herausforderung bedeuten.

Die Vergangenheit war die bevorzugte
Zeitform beim Schreiben von
Geschichten/Aufsätzen in der
Grundschule.

Schreiben, schreiben, schreiben

Nun gut: Also schreiben, schreiben, schreiben, ...

Aber willkürlich in die Tasten hauen, ist nun ganz und gar nicht mein Ding. Mal sehen, in welche Richtung meine Gedanken fließen werden.

Zehn-Finger-Tastschreiben ist ebenfalls nicht mein Ding, genau so wenig wie das Handschreiben. Ich muss jedoch aufklären, dass ich meiner Meinung nach relativ flott mit zwei bis vier Fingern tippe, da ich weiß, wie die Tasten angeordnet sind. Und darüber hat sich bestimmt jemand Gedanken gemacht! Aber in welcher Sprache eigentlich? Obwohl, ich kenne ja die Anordnung in der oberen Zeile: QWERTZ oder QWERTY? Es gibt demnach schon gewisse

Zugeständnisse der Anordnung an verschiedene Sprachen.

Ich tippe also drauflos und möchte zehn Minuten an einem Stück und ohne Pause schaffen. Zum Glück besitze ich ein neues Notebook! Die Tastatur kommt meiner Art zu schreiben sehr entgegen: angenehmer Klick und beleuchtete Tasten in unterschiedlichen Helligkeiten. Manche Buchstaben und Sonderzeichen sind gewöhnungsbedürftig angeordnet, nach kurzer Eingewöhnungsphase funktioniert aber alles prächtig.

Sind die zehn Minuten noch nicht rum?

Gleich!

Nur nicht pausieren! Sonst fühle ich mich etwas schwach im Einfordern von selbstaufgelegten Zielen.

Zeit ist um!

*(Anschlaggeschwindigkeit bitte nicht mit
der einer Stenotypistin vergleichen!)*



Jetzt ist es so weit, ich habe den Anschluss verpasst. Den Anschluss an mein eigenes Leben. Oder hat sich nur der Schlendrian zwischen die Jahre gemogelt und die Zeit schrumpfen lassen? Ich weiß es nicht so genau! Vielleicht müsste ich diese Tatsache, die mein Leben doch sehr bestimmt, einmal neu recherchieren!

Doch - ohne dich, mein Alter Ego (Siegfried), ist das nicht möglich. Könntest du dich eventuell dazu herablassen, mit mir in direkten Kontakt zu treten? Immerhin bist du ja ein Teil von mir, und ich kann dich nicht übergehen! Bei deinem Einverständnis lass es mich merken!

Nach so langer Zeit, ...

- Rückschau, Unfall, Corona, Impfen

Ist es wirklich wahr, dass ich mich schon drei Jahre nicht mehr mit meinem Alter Ego (mein anderes Ich) unterhalten habe?

Es ist wahr, ich habe nachgesehen. Ob wir noch ein Verhältnis miteinander haben, ich meine natürlich ein Vertrauensverhältnis? Das werde ich gleich einmal testen.

Hallo, Siegfried, gibt es dich noch? Ich meine, in mir lässt es sich ja leben und nicht nur das, sondern auch aushalten. Hättest du Lust, wieder einmal ein wenig mit mir zu kommunizieren? Ich würde mich sehr freuen, da sich ja in der Zwischenzeit viel Neues ergeben hat.

Och..., ich hatte mich jetzt so gut an meine relative Trägheit in dir gewöhnt. Muss das denn sein?

Wie gesagt, es hat sich in der letzten Zeit sehr viel ergeben - und nicht nur Gutes.

Fängst du jetzt etwa wieder an zu stöhnen und machst mir das Leben dadurch schwerer, als es ohnehin schon ist?

So direkt hatte ich das allerdings nicht vor! Ich kann ja mal die letzten Ereignisse Revue passieren lassen und dann deine Meinung dazu anhören. Was hältst du davon?

Na gut, also schieß los! So, wie ich dich kenne, gibst du sowieso nicht eher Ruhe, bis du alles losgeworden bist.

Danke, sehr einsichtig von dir. Also, die erste Neuigkeit, von der ich dir

unbedingt berichten muss, ist im November 2019 passiert. Eigentlich ist das Unglück ja uns beiden passiert, denn zu der Zeit warst du, wie immer, in mir, oder ein Teil von mir.

Sprichst du etwa von unserem Treppensturz?

Richtig! Der unglückliche Sturz zwei Stufen hinunter, bei dem ich mir eine Quadricepssehnenruptur zugezogen hatte. Mit anderen Worten, die Sehne, die vorne den kompletten Oberschenkel bis unter das Knie entlangläuft, war glatt abgerissen. Danach folgte eine Woche Krankenhaus, mehrere Wochen im Rollstuhl und eine lange Zeit Laufen lernen mit Gehhilfen. In der Zwischenzeit gesellte sich noch die Corona-Pandemie dazu, die mir neben den physischen noch psychische Probleme bereitete. Weiter in der Abfolge der Grausamkeiten ging es nach der ersten Corona-Impfung, als ich

mich achteinhalb Wochen mit Vorhofflimmern herumplagen musste. Nach diesen schrecklichen Wochen wurde mir erst, meiner Meinung nach viel zu spät, mit einer Kardioversion geholfen. Mein Herz wurde durch Elektrostimulation wieder in den normalen Sinusrhythmus gebracht. Der Arzt hatte mir angeraten, um weitere Probleme mit dem Herzen auszuschließen, ungefähr zehn Wochen später eine Kardio-Ablation vorzunehmen, die Vorhofadern sollten zum Teil von innen verödet werden.

Na prosit Mahlzeit!

Das kannst du laut sagen! Als ob ich nicht schon genug in kurzer Zeit durchgemacht habe.

Kann ich für die Zeit deiner Eingriffe nicht eine Auszeit nehmen?

Du bist mir ja der richtige Alter Ego,
Siegfried! Kann nicht wenigstens ein enger
Freund bei mir bleiben? Und du bist nun
mal mein engster Freund!

Nach diesem zaghaften Versuch einer
Konversation hat es anscheinend mein
Alter Ego (Siegfried) schon nicht mehr
mit mir ausgehalten. Er verabschiedete
sich kurzum nach kaum zehn Minuten.

„Zeit“, na ja, was ist das schon. Das ist
doch alles relativ, deshalb versuche ich es
manchmal auch im Rückwärtsgang.



Vor einem Cafe

Ich sehe zu meiner Rechten, wie ein älterer Herr mit graumelierten Haaren, die dicke Hornbrille bis auf die Nasenspitze geschoben, angestrengt in seine Tageszeitung blickt und das Gelesene unhörbar mit den Lippen nachformt. Er greift tastend mit der freien Hand auf den Tisch und versucht, mehrmals vergeblich, den Kaffeelöffel zu greifen. Als er ihn endlich, immer noch hochinteressiert in die Zeitung blickend, zwischen den Fingern hält, stochert er damit suchend in Richtung Kaffeetasse. Es gelingt ihm nach mehreren Fehlversuchen, den Löffel in der schwarzen Flüssigkeit zu versenken, und er rührt klappernd sein

Heißgetränk um. Nach einer gefühlten Ewigkeit lässt der Mann die Zeitung sinken, blickt leicht verschämt in die Runde, beendet seine Rührtätigkeit und führt, nachdem er den Kaffeelöffel abgelegt hat, die Tasse mit der nun freien Hand zum Mund und schlürft genüsslich an dem anscheinend noch heißen Getränk.

Am Nebentisch ist eine junge Mutter bemüht, ihrem noch sehr kleinen und vehement mit den Füßen strampelnden Kind eine mit etwas Sahne betupfte Fingerspitze in das kleine Mäulchen zu schieben. Es misslingt ihr immer wieder und sie versucht nun gleichzeitig mit ihrer anderen Hand, die wedelnden Arme ihres Kindes in den Griff zu bekommen und dieses somit davon abzuhalten, die Sahne

im ganzen Kinderwagen zu verschmieren. Gerade als das Kind mit schielenden Augen versucht, die Fingerspitze mit der daran haftenden Sahne zu fixieren, und die Mutter dem Kindermund sehr nahe scheint, strampelt es mit den Beinen und wedelt aber umso mehr mit den Armen, sodass auch dieser Versuch scheitert. Wüsste das Kind doch nur, dass ihm eine leckere Süßigkeit gereicht werden soll, würde es seine ungestüme Aktivität drosseln und seine Energie zielgerichteter einsetzen. Nur eine liebende Mutter kann ihrem Kind dergleichen unbedachte Aktionen verzeihen!

Weiter hinten hält eine ältere Dame im bunten Blümchenkleid, immer wieder verschämt um sich blickend, um ja nicht

mit ihrer Tätigkeit aufzufallen, ihre linke Hand unter den Kaffeetisch und verstreut dort hoffentlich unbeobachtet Krümel, die sie zuvor von ihrem vor ihr stehenden Kuchen abgebrochen hat. Unter dem Tisch reckt sich ein winziger Pinscher zu ihrer Hand empor, indem er sich am Tischbein seinem Vermögen entsprechend hoch aufgerichtet hat. Noch bevor die Dame die Krümel hat fallen lassen, ist das Tier schon heran und schleckt mit seiner unruhig hin und her eilenden Zunge die Leckerei aus der Hand. In Erwartung der nächsten Ladung Krümel springt das Hündchen hastig auf und ab und wedelt aufgeregt mit dem Stummelschwanz. Die Dame benimmt sich derweil unbeteiligt, als ob unter dem Tisch nichts passiert,

was mit ihr in Verbindung stehen könnte. Sie führt indessen genüsslich ein Stückchen Kuchen nach dem Anderen mit der Gabel geziert in Richtung Mund und schaut dabei freundlich lächelnd in die Runde. Nach diesem Kaffeetrinken auf zwei Ebenen werden sich im Anschluss daran bestimmt die schon ringsum auf den Zweigen der Ziersträucher wartenden Vögel über die übriggebliebenen Krümel hermachen. Man könnte in diesem Zusammenhang also von einer gewissen *ménage à trois* sprechen.

Vor der beschatteten Wand im Hintergrund sitzt ein junges Paar, die Hände fest ineinander verschlungen und fällt sich in die Augen. ...

Lautes Hupen schreckt mich aus
meinen Betrachtungen und holt mich
unsanft zurück in die Wirklichkeit. Die
Ampel vor mir ist auf Grün gesprungen,
und der Verkehr möchte wieder Fahrt
aufnehmen.



Vincent van Gogh: Cafétterasse am Abend

Finsteres Kollern

Wegen Auslastung stand für mich im Krankenhaus kein Einzelzimmer mehr zur Verfügung. Ich empfinde es allerdings als unmöglich, vor einer anstehenden Operation meine Nöte und Sorgen mit einem total fremden Zimmergenossen teilen zu müssen. So lag ich letztendlich allein in einem zum Einzelzimmer aufgewerteten Doppelzimmer.

Eine Operation, genauer gesagt, eine Pulmonalvenenablation stand bei mir an. Mir sollte mit einem angepassten Blutdruck Erleichterung verschafft werden, dazu werden die Lungenvenen vom linken Vorhof isoliert. Durch diesen Eingriff wollte man gleichzeitig einem

häufig auftretenden Vorhofflimmern vorbeugen.

So lag ich nun, nach etlichen Voruntersuchungen, in meinem ruhigen Doppel-/Einzelzimmer und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Meine Gedanken gingen wie so oft auf Fantasiereisen, meine beiden Enkelsöhne und die von mir über sie geschriebenen Kinderbücher betreffend. Viele schöne Erinnerungen ließen mich dem Lande Nirwana immer näherkommen.

Einige Zeit später, ich lag schon dösend und mit geschlossenen Augen auf dem Bett, da öffnete sich nach einmaligem Anklopfen meine Einzelzimmertür und ein weiteres Krankenbett mit einem Patienten darin

wurde hereingeschoben. Verdutzt setzte ich mich aufrecht hin und wollte, aus meiner Sicht, berechnete Einwände erheben. Noch ehe ich jedoch begonnen hatte, wurde ich mit den Worten unterbrochen: "...geht nicht anders. Wir sind rappellvoll, bis zum Stehkragen."

Stöhnend lehnte ich mich zurück und musste mein Schicksal murrend in Kauf nehmen. Die Krankenschwester kam noch einmal zu mir ans Bett und meinte, mich beruhigen zu können.

„Das ist ein älterer und ruhiger Patient, der sie nicht stören wird“, sagte sie. „Das klappt bestimmt.“

„Ihr Wort in Gottes Gehörgang“, wollte ich noch sagen, hob aber nur die Hand zum Abschied.

Da lag ich nun in meinem Bett in meinem vormals doppelten Einzelzimmer oder einzelnen Doppelzimmer und schielte vorsichtig zur Seite. Nach dem Motto: Nur keine schlafenden Hunde wecken! Der Nachbar regte sich nicht, keinen Wimpernschlag, nur ein zeitweiliges Magenkollern war zu vernehmen. Was mich nicht weiter beunruhigen sollte, oder doch? Denn dieses Magenkollern erwies sich als der Vorbote von Schlimmerem. Aber das wusste ich jetzt noch nicht. Auch eine leise Anfrage meinerseits stieß auf keinerlei Resonanz.

„Geht es Ihnen gut oder kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

Keine Regung! Kein gar nichts!

Ich wiederholte meine Anfrage.
Doch als er immer noch keine Reaktion zeigte, drehte ich mich zum Fenster um und hing meinen eigenen Gedanken nach, die ja bekanntlich frei sind. Doch an diesem Abend sollte sich selbst diese harmlose Weisheit als widersprüchlich erweisen. Meine Gedanken wurden fremdgesteuert zielgerichtet. Aber davon gleich mehr.

Die Minuten verstrichen, ohne dass etwas Weltbewegendes passiert wäre. Hin und wieder durchzog ein entferntes Kollern den Äther, aber der große Donner blieb aus. Eine leichte Flatulenz meines Mitbewohners wäre ja noch menschlich gewesen und hätte mich kaum zu einer Bemerkung hingerissen. Ich gewöhnte

mich also an das Prozedere, und darüber wurde es langsam dunkel, auch im Doppelzimmer!

Ich entschwand langsam aber sicher ins Nirwana!

Die noch junge Nacht nahm Fahrt auf, die Finsternis gewann die Oberhand, nur durch die großen Fenster war am Horizont noch ein vager Lichtstreif zu erkennen.

Waren meine anfänglichen Traumsequenzen schon voller Ahnungen? Ich weiß es nicht. Plötzlich jedoch wurde ich durch ein kaum wahrnehmbares Geräusch geweckt. Nach kurzer Orientierungslosigkeit drehte ich mich in Richtung meines Bettnachbarn. Was ich

dort sah, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren, was relativ unpraktisch für die morgen anstehende Operation gewesen wäre. Aber ich konnte nicht anders. Aus der relativen Finsternis starrten mich zwei große Glupschaugen aus unmittelbarer Nähe, direkt neben meinem Bett, an. Wenn die dazugehörige Gestalt in diesem Moment die Zähne fletschen und die Krallen ausfahren würde, wäre ich unweigerlich verloren gewesen. Es geschah vorerst nichts, ich war jedoch in meiner Schockstarre gefangen. Dann passierte etwas Unvorhersehbares. Um mich herum und im ganzen Zimmer tat sich ein Plätschern und ein Rauschen auf, wie von den Wassermassen des Iguacu und der Niagara-Fälle zusammen erzeugt. Es

plätscherte ganz intensiv von unterhalb der glotzenden Augen, und mir schwante Böses. Ich löste mich von dem hypnotisierenden Glotzen, sprang liegend im Bett herum und malträtierte den Klingelknopf. Die Nachtschwester war gefühlt noch vor dem Klingeln zur Stelle, schaltete das Licht ein, und tat mir jetzt schon leid. Hatte sie etwa etwas geahnt? Der ältere, ruhige Patient hatte sich direkt neben meinem Bett die Hose heruntergelassen und auf den Boden uriniert. Er stand in einem See von ungesund aussehender, gelbbrauner Pisse. Ohne eine Erklärung meinerseits abwartend, dirigierte die Schwester den Delinquenten wieder in sein Bett, legte ihn trocken und wischte die Pisse auf. Das

ganze Prozedere dauerte leider länger als ich es hier beschreiben möchte. Scharfe Gerüche gelangten in mein Riechorgan, und ein Brechreiz malträtierte meinen Magenpförtner. Die Krankenschwester sah mein Leiden und öffnete das Fenster. So konnte ich schließlich tief durchatmen und meine Lungenflügel mit relativ sauberem Sauerstoff auffüllen. Aber auch eine Entschuldigung seitens der Schwester konnte meinen Ekel nicht mindern.

„Ich habe alles gereinigt und gelüftet!“

Die Schwester war es, die mich am Arm rüttelte und mich somit aus einer beginnenden Lethargie holte. Ich hatte mich zum Fenster gedreht und

Atemübungen gemacht, schon zum Teil hyperventilierend.

„Er hat eine Gummiunterlage bekommen, ich habe ihm eine Schlaftablette gegeben und eine Bettpfanne untergeschoben! Sie werden bestimmt gut schlafen können.“

„Na, schönen Schlaf auch, Kollege!“, wollte ich sagen, da schloss die Schwester schon das Fenster, löschte das Licht und machte die Tür von außen zu. Scheinheiligkeit scheint auch ihr heilig zu sein.

Ich erinnerte mich an meine Operation morgen früh und dachte; „Na ja, ausgeschlafen muss ich nicht sein, das ist in diesem Fall schnurzepiepegal. Ich werde sowieso narkotisiert.“

Aber eine Mütze voll Schlaf wäre jetzt sehr angenehm! Erneutes Wegdämmern, nur dieses Mal in Morpheus` Arme.

Das Aus-dem-Schlaf-gerissen-werden gestaltete sich kurz darauf abrupter und weitaus lauter als beim ersten Mal. Augen starrten mich dieses Mal zum Glück nicht aus der Dunkelheit an, nur lautes Getöse kam von jenseits des Nachbarbettes. Die Tür wurde aufgerissen und ein breiter Lichtstrahl offenbarte das ganze Dilemma. Der Nachbar lag in einem Haufen seiner eigenen Exkreme auf dem Fußboden und jammerte jetzt jämmerlich jaulend. Die Schwester hatte dieses Mal mitgedacht und einen kräftigen Pfleger im

Schlepptau. Beide erfassten im Nu die Lage und hievten den Unglücklichen mit vereinten Kräften hoch aufs Bett und über die Bettpfanne. Dort, da die Pfanne schon bis zum Rand gefüllt war und sich immer mehr Exkremeente ihren natürlichen Weg suchten und auch fanden, lief diese über und ergoss sich einem Lavaström gleich zuerst ins Bett und dann ebenfalls auf den Boden. Jetzt hatten alle den Kanal voll, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Es ging alles sehr schnell. Der arme Kerl wurde mit Hilfe eines eiligst herbeigeschafften Ersatzbettes verfrachtet. Wohin, dass entzog sich meiner Kenntnis. Ein ganz in Gummizeug gekleideter Pfleger entfernte das beschmutzte - gelinde ausgedrückt - Bett

und machte sich darauf mit Kehrblech,
Schrubber und Wassereimer an die
Reinigung des Fußbodens. Der Gestank im
Zimmer war, trotz des erneut weit
aufgerissenen Fensters, erbärmlich.
Verdamnte Hühnerkacke, hier würde ich
keine Sekunde bleiben! Eher würde ich aus
dem Fenster springen und morgen eine
weitere Operation über mich ergehen
lassen.

Endlich besann man sich meiner!
Eine herbeigerufene Ärztin zog mir die
Bettdecke, unter die ich mich geflüchtet
hatte, vom Kopf und entschied:

„Sie kriegen ein anderes Zimmer!“

„Ach nee“, kam es mir über die
Lippen, „aber nur, wenn es ein

Einzelzimmer ist!"

Mehr wollte ich nicht sagen, denn ... ich
musste raus hier! Bis zu meiner Operation
blieben mir noch vier bis fünf Stunden!

Es wurde übrigens ein Einzelzimmer!



aus: blogspot.com

Das Gespenst

Montag, 31. Oktober. Schulfrei, ein Tag zum Ausschlafen!

Man konnte noch etwas länger als sonst im Bett liegen bleiben, ein wenig mit seinem Kuscheltier schmusen oder seinen Gedanken nachhängen.

Peter träumte von heute Abend, dem Abend am Reformationstag. Alle nannten ihn, wie auch in Amerika, Halloween (Keltisch: „Samhain“, Sommerende; englisch: „All Hallows - Tag vor Allerheiligen“), den Abend vor dem Feiertag Allerheiligen. Seine ganze Familie wollte sich verkleiden. Selbst Papa hatte sich dafür einen halben Tag freigenommen.

Draußen schien kein schönes Wetter zu sein.

Durch einen Spalt in der Jalousie fiel nur ein dünner Streifen mattes Licht in sein Zimmer und ließ den grauen Nebel erahnen.

Peter hatte noch keine Lust aufzustehen, er wollte lieber noch etwas mit offenen Augen träumen.

Doch da geschah etwas Sonderbares! Aus dem Augenwinkel heraus bemerkte Peter, dass seine Zimmertür sich leicht bewegte, obwohl sein Fenster doch geschlossen und gar kein Luftzug zu spüren war! Er ahnte es mehr, als dass er es sah:

Der Türspalt wurde langsam breiter und breiter!

Plötzlich schielte aus dem Halbdunkel eine grässlich verzehrte Fratze ins Zimmer und starrte ihn aus funkelnden Augen an. Eine mit Warzen besprenkelte Nase nahm

einen großen Teil des Gesichts ein. Darunter klappte ein riesiges Maul auf und zu, als ob es allen Kindern dieser Welt Angst einjagen wollte. Das Ganze war umrahmt von einem wirren Wuschel aus roten Haaren, der in alle Richtungen abstand, als ob das Gesicht mit elektrischem Strom in Berührung gekommen wäre. Über dem Gesicht thronte ein riesiger, kariertes Schlapphut mit einer aufgesteckten Feder. Gleichzeitig erfüllte ein schaurig schöner Gesang den Raum.

Peter riss die Bettdecke über den Kopf und schrie aus Leibeskräften: „Hilfe! Einbrecher, Gespenster! Mama, Mama, hilf mir doch! Ein Gespenst will mich holen.“

Als er keine Kraft mehr zum Schreien hatte, lauschte Peter durch die Bettdecke

hindurch. Aber er hörte nichts, kein Säbelrasseln, kein Knurren, kein Gurren und Schmatzen, wie das bei Gespenstern so üblich ist. Doch da - ganz leise vernahm er ein Geräusch wie Zähneklappern. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, er wagte kaum zu atmen. Nach einer Ewigkeit bemerkte Peter, dass das leise Geräusch wohl von seinen Zähnen herrührte, die zitternd aufeinanderschlügen.

Peter war kein Angsthase! „Nein, ganz bestimmt nicht!“, dachte er laut. Er hatte schon so oft beim Spielen die Bösewichter in die Flucht geschlagen. Dazu hatte er ja sein Darth-Vader-Schwert, das er im letzten Jahr auf der Kirmes bekommen hatte. Sein Vater war zwar anfangs dagegen. Aber Peter konnte gut betteln und hatte seinen Vater dabei

mit seinen großen Augen so lange angefleht, bis dieser schließlich weich geworden war und klein beigegeben hatte. Peter bekam sein Schwert.

Jetzt lag es auf seinem Schreibtisch, das wusste er. Dort lag es immer, griffbereit für unvorhersehbare Fälle wie diesen hier. Peter hob vorsichtig die Bettdecke etwas an, spitzte die Ohren und - hörte nichts. Das war der richtige Zeitpunkt! Er riss die Bettdecke zur Seite, sprang aus dem Bett und stürzte zum Schreibtisch. Wie von selbst hatte er sein Darth-Vader-Schwert in der Hand und - fühlte sich anders! Er glaubte auf einmal, viel größer und vor allem viel stärker zu sein. Jetzt konnte er es mit jedem Gespenst aufnehmen!
„Wo bist du? Komm her, wenn du dich traust!“ Mit diesen Worten wirbelte Peter

herum und wollte sich dem Eindringling stellen. Aber da war niemand!

„Feigling! Hast dich wohl verdrückt? Na warte, ich finde dich schon!“

Schreiend rannte er los und riss die Tür zum Flur auf. Aber da war auch niemand. Der Flur lag friedlich da wie immer.

Die Küchentür! Wenn er nicht nach draußen geflohen war, musste er sich in der Küche versteckt haben!

„Na warte, dich hab´ ich gleich!“, brüllte Peter und rannte mit hocherhobenem Schwert Richtung Küchentür. Noch bevor er die Klinke in die Hand nehmen konnte, wurde die Tür von innen geöffnet, und - Peter prallte mit seiner Mutter zusammen.

„Sag mal, was ist denn mit dir los?“, schimpfte Mutter. „Du schreist ja, als wäre der leibhaftige Teufel hinter dir

her!"

Mit einer Hand hielt sie den zappelnden Peter fest und mit der anderen bekam sie gerade noch das Darth-Vader-Schwert zu fassen, bevor die Spitze die teure Vase aus dem Regal neben der Tür fegen konnte.

„Aber Mama, ich bin doch hinter dem Gespenst her. Das muss doch hier vorbeigekommen sein! Zum Glück hat es dir nichts getan. Aber ich werde es schon kriegen! Lass mich bitte los!"

Peter versuchte, sich mit all seiner Kraft loszureißen. Doch seine Mutter hatte ihn fest im Griff.

„Stopp, mein Sohn, jetzt mach aber mal halblang. Hier gibt es erstens keine Gespenster, und fuchtele du nicht so mit dem Ding da rum, sonst passiert noch ein Unglück!"

Als Peter sich wieder etwas beruhigt hatte, ließ Mutter ihn los und meinte: „So, nun leg erst mal dein Schwert beiseite, setz dich an den Tisch und trink ein Glas Milch zur Beruhigung.“

Peter war noch nicht vollständig überzeugt, legte jedoch das Schwert auf einen Stuhl in Reichweite und setzte sich auf seinen Platz am Küchentisch. Mutter schüttete ihm ein Glas Milch ein und holte auch noch einen kleinen Teller mit Plätzchen.

„Lass es dir schmecken!“

Mutter nahm auch ein Plätzchen und lächelte Peter an.

„Danke, Mama,“ meinte dieser und setzte das Glas mit Milch an die Lippen.

Die Milch würde ihm guttun!

Doch im selben Moment sprang Peter mit einem entsetzten Gesichtsausdruck

auf und verschüttete dabei die ganze Milch über den Küchentisch.

„D-d-da, Mama, da ist das *Gespenst!*“, schrie Peter und zeigte ganz aufgeregt in Richtung Treppe, die nach oben führte.

„Ich nehme mein Schwert, hol du dir den Besen, und dann vertreiben wir es!“

Mit einem Satz war er auf, nahm sein Schwert vom Stuhl und wollte sich in den Kampf stürzen. Als Peter schon auf zwei, drei Schwertlängen dem *Gespenst* nahe war, fasste dieses anstatt an eine Waffe an seinen Hut und zog mit einem Ruck gleichzeitig den Hut und eine Maske vom Gesicht. Zum Vorschein kam - sein Bruder Klaus. Mit erhobenem Schwert blieb Peter wie angewurzelt stehen und stotterte: „Klaus, du - als *Gespenst* verkleidet?! Ich dachte, du wolltest dieses Jahr als Pirat zu Halloween gehen?“

Als auch Klaus sich von seinem Schreck erholt hatte, verzog er sein Gesicht zu einem kleinen Lächeln und sagte schmunzelnd:

„Wollte ich ja auch, aber da ist mir eingefallen, dass du dich so für Gespenstergeschichten interessierst. Und der kleine Spaß mit dem gruseligen Kostüm ist mir heute Morgen doch gelungen, oder?“

Innerlich kochte Peter vor Wut. Er ließ es sich aber nicht anmerken, sondern senkte sein Schwert und drohte:

„Kleiner Spaß! Na warte, im nächsten Jahr bist *du* dran! Da werde ich mir was ausdenken. Von dem Schrecken wirst du dich dann nicht so leicht erholen!“

„Nun mal langsam, Peter,“ schlichtete Mutter, bevor es noch zu einem richtigen Streit zwischen den Beiden kommen

konnte.

„Klaus ist schließlich dein Bruder und nicht wirklich ein fremdes *Gespenst*. Verkleide du dich jetzt auch, wir wollen nachher Halloween feiern!“

Das ließ Peter sich nicht zweimal sagen. Schon nach ein paar Minuten stand er als Darth Vader in der Küche.

Das Wetter hatte sich zum Guten geändert, und sie erlebten gemeinsam und friedlich einen tollen Halloweenabend. Die vielen *Gespensterkostüme* unter all den Indianern, Cowboys, Prinzessinnen und Elfen interessierten Peter nicht im Geringsten. Ein kleiner Darth Vader mischte sich unter das Feiervolk und war glücklich.



Darth Vader

Mein (persönliches) Covid 19

Corona in zehn Minuten, das wäre schön, als ob die Krankheit überhaupt etwas Schönes an sich haben könnte. Jedenfalls kann man sich bei einer größeren Menschenansammlung, wie Karneval oder Halloween, leicht mit dieser Viruskrankheit infizieren. Die Krankheit verlief bei mir zum Glück moderat, ich hatte vielmehr an eine Grippe gedacht. Doch was dann, viele Wochen später, auf mich zukommen sollte, war alles andere als moderat - es war heftig! Ob es sich bei dem, was ich jetzt zu erklären versuche, um Long Covid handelt, ist mir noch nicht bestätigt worden. Welche Bezeichnung jedoch mein Zustand hat, der mich nun schon so lange begleitet, ist mir egal. Es ist, wie gesagt, heftig!

Seit nunmehr Monaten habe ich keine Kraft mehr, kann mich zu nichts aufraffen und bin nach sehr kurzer Anstrengung total erschöpft. Ich habe vieles von meiner Beinmuskulatur verloren und bin nach ungefähr fünfhundert Metern Gehen zu nichts Sinnvolles mehr in der Lage. Ich bekomme Herzrasen, sofort Schweißausbrüche und Schwindelanfälle. Mein Konzentrationsvermögen und meine Sprechfähigkeit lassen stark nach. Meine Finger, Zehen und die Nase sind eiskalt, und trotzdem läuft mir der kalte Schweiß die Stirn, den Hals und den Rücken hinunter.

Oftmals falle ich in ein tiefes Loch und fühle mich nutzlos für meine Umwelt. Dann könnte ich nur noch heulen! Jetzt endlich mache ich mich kundig in der Presse und Literatur und komme zu dem

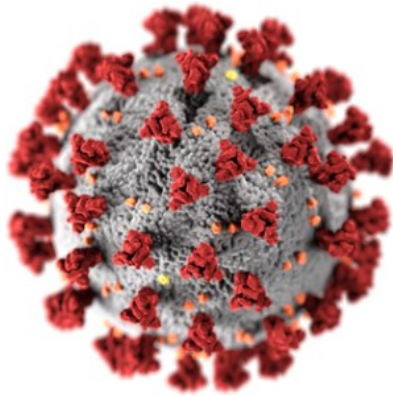
eindeutigen Ergebnis - es kann sich bei meinem desolaten Zustand nur um Long Covid handeln. Natürlich werde ich mit meiner Eigendiagnose nicht ernst genommen. Ich kann getrost Fachbegriffe ins Feld bringen (oder vielleicht gerade deshalb?!) wie Fibromyalgie, Raynaud Syndrom, Brain Fog und Fatigue - ich werde belächelt!

Wie wird das Leiden weitergehen, wann wird es endlich ein Ende haben (hoffentlich positiv für mich!)? Wie lange kann man solch ein Martyrium noch ertragen?

Als das Virus dann wirklich zuschlug, war alles ähnlich und doch ganz anders!

Zehn Minuten sind um - genug gejammt! Nächstes Kapitel.

Modell des Coronavirus´ :



Opa, warum ...?

In zehn Minuten auf derart komplizierte Fragen mit dem Fragewort „Warum ...?“ eine erschöpfende Antwort und Erklärung zu finden, bedarf schon eines hellen Geistes. Manches Mal konnte ich nicht adäquat reagieren und musste dann etwas ausweichend antworten, da diese Fragen den Horizont eines Erwachsenendenkens überstiegen oder noch nicht erreichten.

Vorweggesagt, Fragen mich selbst betreffend waren die für mich am Schwierigsten zu beantwortenden, zumal innerhalb von etwa zehn Minuten.

„Opa, warum ist morgen ein neuer Tag?“, fragte mich mein Enkel Levi eines denkwürdigen Tages.

„Nun, ...“ begann ich um Luft ringend, „das Universum, in dem wir leben, ist immer in Bewegung. In unserer Galaxy kreisen die Planeten um die Sonne, unseren licht- und wärmespendenden Stern. Innerhalb dieses Systems kreist unser Planet die Erde mit ihrem Trabanten, dem Mond, in dreihundertfünfundsechzig Tagen einmal um die Sonne. Daraus ergeben sich die vier Jahreszeiten. An jedem Tag dreht sich die Erde mit dem Mond einmal um sich selbst und wird immer von einer anderen Seite von der Sonne beschienen. Daraus ergibt sich dann Tag und Nacht.“

Das war eine der leichteren Fragen und konnte relativ einfach, wenn auch recht rudimentär beantwortet werden - aber existenziell. Zur Anschaulichkeit versuchte ich noch mit einem Wasserball,

einer Clementine und einer Haselnuss zu jonglieren, was aber aus meiner Sicht vollends misslang. Mein Enkel schien zufrieden zu sein und machte mich glücklich.

„Opa, aber warum muss ich im Sommer schon ins Bett, auch wenn es draußen noch hell ist?“, war eine der nächsten Fragen. „Und im Winter darf ich noch spielen, wenn es draußen schon dunkel ist!“

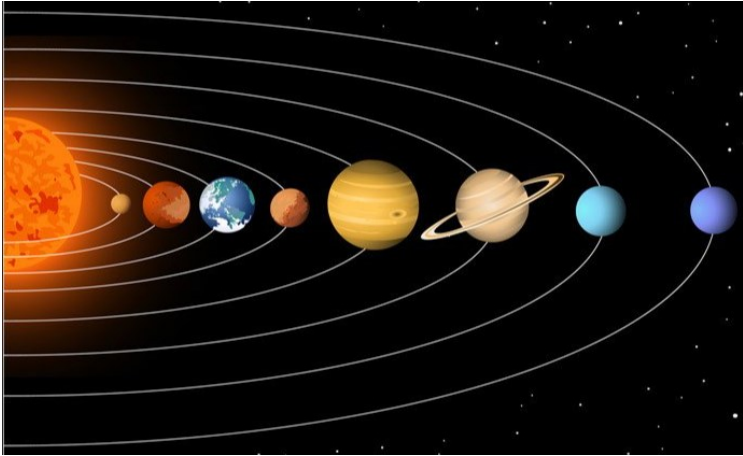
Jetzt wurde es mit der Beantwortung schon etwas schwieriger. Oder, wie meine Oma immer zu sagen pflegte, jetzt ging es ans Eingemachte.

„Sieh mal“, begann ich mit meiner Erklärung des physikalischen Phänomens, „das hat ebenfalls etwas mit der Umlaufbahn der Erde, mit dem Mond als

Trabanten, um die Sonne zu tun. Während des Umlaufs um die Sonne neigt sich die Erdachse zu dem Zeitpunkt, den wir Sommer nennen, mehr der Sonne zu. Dadurch wird unser Erdteil auf der nördlichen Erdhalbkugel eher und länger von den Sonnenstrahlen erreicht. Im Winter ist es umgekehrt. Mehr Sonneneinstrahlung bedeutet mehr Wärme und Wachstum, weniger Strahlung bedeutet weniger Wärme und somit Wachstumsstillstand. Auf der südlichen Erdhalbkugel spielt sich das Ganze entgegengesetzt ab."

Auch diese Erklärung schien meinem Enkel Levi zu genügen, und deshalb ersparte ich mir das Experiment mit Wasserball, Clementine und Haselnuss.

Unser Sonnensystem:



Die acht Planeten von links nach rechts:

Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus,
Neptun

Teil 2

Unten am Bach

Erinnerungen an Ereignisse, die wir Kinder auch als „Wildpferde“ erlebt haben.

Unten am Bach

Unten am Bach spielte sich vieles in Peters Leben ab. *Unten*, weil das Haus, in dem sie wohnten, erhöht oberhalb des Südufers des Baches lag. Man musste, vom Bach aus kommend, einen ziemlich steilen Weg erklimmen, um in ihre Straße, die Weidestraße, zu gelangen. Für die Kinder schien der Weg die Straße hinauf oft zu weit, sie nahmen die Abkürzung. Diese führte einen extrem steilen Hang hinauf, auf dem sie immer wieder nach unten abrutschten. Wenn sie dann die zehn bis fünfzehn Meter den Hang nach oben geschafft hatten, erreichten sie einen Maschendrahtzaun, den es noch zu überwinden galt. Das ging oftmals nicht ohne Schrammen und Kratzer ab. Danach

jedoch hatten sie das untere Ende ihres Gartens erreicht und somit auch ihr Haus.

Der Bach lag also ziemlich tief in einer Senke und floss hinter ihrem Haus her. Er kam aus der Lärche, einem kleinen, hügeligen Waldgebiet und floss weiter an den Flutmulden vorbei und ergoss sich, nachdem er das Stadtgebiet durchquert hatte, in den Fluss Weser. Normalerweise war er nichts weiter als ein etwas größeres Rinnsal und verdiente kaum den Namen Forellenbach. Die Kinder nannten ihn nur den *Bach* oder die *Bieke*. Nach starken Regenfällen und der Schneeschmelze im Winter quoll die Bieke jedoch zu einem reißenden kleinen Fluss an, der dann sein eigenes Ufer zu verschlingen wusste und sich ausbreitete. So geschehen im Frühjahr 1964 (ein sehr gutes Jahr für Weintrauben übrigens!),

als die Schneeschmelze ungewöhnlich heftig ausfiel. Zudem ließen tägliche Regenschauer die bisher höchste gemessene Hochwasserlinie überschreiten und beide Flutmulden überschwemmen. Der am Bach entlangführende Weg war anschließend verschwunden, die Stützmauer des anliegenden Gartens eines Nachbarn ebenfalls.

Die Biecke und die Lärche, mit dem steil ansteigenden Berg, auf dem das Falkenheim stand, und den der Bach umfloss, waren das Areal für ihre alltäglichen, kleinen Abenteuer. Eine bessere Kulisse kann sich keine kindliche Fantasie je ausdenken. Ihr *Abenteuerland* hätte ebenfalls Kulisse für viele Hollywoodfilme werden können.

Schlittenfahren, Skifahren, Roller- und Fahrradrennen, Rollschuhlaufen,

*Eishockey, Angeln, Klettern,
Straßenschlachten, Cowboy- und
Indianerspiele, Fangen, Räuber und
Gendarm-Spiele, Knickern, Fußballspielen,
Völkerball und Verstecken sind nur einige
Stichworte, welche die Vielfältigkeit ihres
außergewöhnlichen Outdoor-Spielplatzes
ausmachen.*

Feuer in der Flutmulde

Nenne einen Satz, in dem vier Mal
Feuerwehr (oder: Feuer wär´) vorkommt!
Richtig: „Wenn hier ein Feuer wär´ und
dort ein Feuer wär´, und wir hätten keine
Feuerwehr, was das wohl für ein Feuer
wär´!“

Sie hatten mehr von solchen oder
ähnlichen Zungenbrechern parat.
„Der Leutnant von Leuten befahl seinen
Leuten nicht eher zu läuten, bis der
Leutnant von Leuten seinen Leuten das
Läuten befahl.“ oder „In Ulm und um Ulm
und um Ulm herum!“ ...
Der Satz von der Feuerwehr jedoch sollte
sich in Peters Kindheit bewahrheiten. ...
und sie hatten keine Feuerwehr, als sie

diese gebraucht hätten, dort in der Flutmulde! Und das war so.

„Habt ihr *Sticken* bei?“ Willi war es, der diese magische Frage stellte. Karl-Hermann, Lothar, Detlef und Peter sahen sich nur an. Natürlich hatten sie weder ein Feuerzeug noch Streichhölzer dabei, das würden ihre Eltern ihnen gar nicht erlauben.

„Aber ich, ihr *Luschen!*“, meinte Willi verächtlich, wie es nun mal seine Art war und hielt triumphierend eine Schachtel Streichhölzer in die Luft.

„Kommt, lasst uns ein bisschen kokeln!“ Willi war der Älteste von ihnen. Er hatte manchmal Ideen, die die Freunde nicht immer nachvollziehen konnten, trauten sich jedoch oft nicht, ihm zu widersprechen.

Kokeln war ein Wort mit magischer Wirkung. Wer spielte nicht als Kind schon mal gerne mit dem Feuer? Gesagt, getan! Die erste Flutmulde am Bach war das geeignete Terrain für ihr Vorhaben. Dort waren sie durch die Muldenränder einigermaßen vor fremden Blicken geschützt. Der Muldenboden gab genügend trockene Gräser her, und an den Rändern wuchsen kleine Büsche mit knochentrockenen Ästen.

Eine Feuerstelle war schnell hergerichtet. Die fünf Freunde hatten Schottersteine vom nahen Bahndamm geholt und als Windschutz kreisförmig aufgeschichtet. Eine Lage trockenes Gras diente als Brandbeschleuniger und hatte im Nu die gesammelten Äste entflammt. Die Freunde lehnten sich zurück, legten die Hände in den Nacken und

betrachteten die Wolkenschiffe am azurblauen Himmel über sich. Es war warm, und nicht nur wegen des Feuers. Ein herrlicher Sommertag!

„Eigentlich hätten wir gar kein Feuer gebraucht“, meinte Detlef, „warm wie es ist. Ich schwitze jetzt schon.“ Dabei wischte er sich demonstrativ über die Stirn.

„Wir machen doch kein Feuer, um uns zu wärmen“, stellte Karl-Hermann klar, „wir wollen kokeln!“

„Also los!“, gab Willi das Startsignal, drehte sich zur Seite, riss ein paar trockene Grashalme ab und hielt sie ins Feuer. Sofort fingen sie an zu brennen. Willi steckte sich einen hohlen, schon etwas angekokelten Halm in den Mund und zog daran, genauso wie an einer richtigen

Zigarette. Und tatsächlich, der Grashalm glimmte bei jedem Zug auf und qualmte anschließend stark.

Lothar wollte es Willi gleichtun und nahm einen kräftigen Zug aus seinem Grashalm. Sofort verzog sich sein Gesicht, er bekam einen heftigen Hustenanfall und warf die Möchte-gern-Zigarette weg. Seine Freunde klopfen ihm wohlwollend auf die Schulter und redeten ihm gut zu.

„Rauchen ist eben doch nur etwas für richtige ...!“, wollte Willi gerade Lothar veräppeln, als ihm das Wort im Halse stecken blieb. „Es brennt, es brennt!“, brachte er noch hervor und zeigte hinter Lothar. Und richtig, dort, wohin Lothar seinen noch brennenden Halm unvorsichtigerweise geworfen hatte, züngelten immer größer werdende

Flammen schon nach dem kleinen Busch an der Böschung. Alle fünf Freunde sprangen auf, versuchten, das Feuer auszutrampeln oder mit abgerissenen, grünen Laubwedeln zu löschen. Peter und Detlef waren zum Bachufer gelaufen und kamen mit ein paar Händen voll Wasser zurück. Aber das war nur ein Tropfen auf dem heißen Stein, wie sie erkennen mussten.

„Zieh` deine Schuhe aus und benutze sie als Behälter!“, rief Willi Peter zu.

„Geht nicht!“, gab Peter zurück. „Ich habe Sandalen an, mit Löchern drin! Aber du hast doch feste Schuhe an. Los, mach schon!“

„Das geht auch nicht“, kam Willis Antwort, „die sind neu, die darf ich nicht schmutzig machen!“

„Du bist mir der Richtige!“ , schrie Lothar. „Seht mal, das Feuer! Lasst uns abhauen!“

Und richtig, der ganze Busch hinter ihnen stand schon in Flammen, und das Feuer kroch immer weiter den Bahndamm hinauf. Bei dem Gedanken, nichts gegen das Feuer tun zu können, wurde es den Jungen ganz mulmig im Bauch. Nur, wenn sie jetzt selbst nicht zu Schaden kommen wollten, mussten sie sehen, dass sie fort kamen. Sie bekamen es mit der Angst zu tun und liefen, ohne sich noch einmal umzudrehen, Richtung Lärche davon und zum Falkenheim hoch. Dort versteckten sie sich hinter der Mauer des Treppenaufganges, konnten dort selbst nicht gesehen werden, hatten aber ihrerseits einen guten Blick auf den nun lichterloh brennenden Bahndamm. Keiner

der Freunde dachte daran, Hilfe zu holen, so sehr waren sie geschockt.

„Wenn jetzt noch die Straßenbahn kommt, dann gibt es ein Unglück“, orakelte Peter.

Karl-Hermann stöhnte: „Wenn das man gutgeht? Wenn das man gutgeht? Aber seht mal!“

Im gleichen Augenblick sahen es alle. Eine weiße Dampfwolke stieg senkrecht in den Himmel, fast wie ein Atompilz. Die Jungen meinten, es bis hierher zum Falkenheim zischen zu hören.

„Da ist etwas explodiert. Ach du meine Güte, auch das noch“, jammerte Willi.

Doch plötzlich, wie von Geisterhand, verzog sich der weiße Rauchpilz und löste

sich schnell auf. Und jetzt erst sahen die Freunde, dass ein paar Leute, anscheinend aus der Nachbarschaft, eine Eimerkette zum nahen Bach gebildet hatten und mit dem Bachwasser das Feuer löschten.

Allen fiel ein dicker Stein vom Herzen. Nie wieder kokeln! Das stand ihnen auf die Stirn geschrieben.

Schiffe schwimmen lassen

Die Stelle war am besten geeignet für Peters Vorhaben. Die *Bieke* folgte hier, gleich unterhalb des Gittermastes hinter dem Lokschuppen, einer kleinen Biegung und bildete so einen ordentlichen Prallhang mit einer seichten Stelle gegenüber. Das flache Ufer bildete mit ein paar Steinen einen natürlichen Hafen, genau passend für die kleinen Schiffe, die Peter schwimmen lassen wollte.

Heute hatte er seinen Frachter von zu Hause mitgebracht. Das rot-gelbe Schiff aus Kunststoff konnte man, wie bei den realen Frachtern auf der Weser, richtig mit Schüttgut beladen, und es schwamm mit dieser Last dennoch. Peter stand in seinen Stiefeln im kleinen

Hafenbecken, hatte den Frachter gegen das Fortgetriebenwerden mit Steinen beschwert und lud immer mehr Schüttgut nach. Dazu nahm er den Schotter vom Ufer. Erst, als eine bestimmte Linie am Bug des Schiffes, die den maximalen Tiefgang anzeigte, erreicht war, stellte Peter das Beladen ein und entfernte die Beschwerungssteine. Zum Ausgleich noch eine Handvoll Schotter, und jetzt hieß es aufpassen, damit das Schiff nicht unkontrolliert aus dem Hafen hinaus und in die Mitte der Biege geriet. Dort war die Fließgeschwindigkeit des Wassers relativ hoch und wenn der Frachter abtreiben würde, wäre ein Verlust des Spielzeugs vorprogrammiert. Aber Peter passte auf!

„Ahoi, Kapitän, Ladung aufgenommen!“, rief er laut. „Gute Fahrt

und immer eine Handbreit Wasser unter dem Kiell!"

Immer wieder entließ Peter gekonnt sein beladenes Schiff aus dem Hafen, lief ein Stück nebenher den Bach hinunter und fing es geschickt und rechtzeitig wieder ein, bevor sein Frachter unter der Schienenüberführung der Kleinbahn verschwinden konnte. Dort angelandet entlud er das Schüttgut in einem zweiten Hafen, stapfte mit seinem nun leeren Schiff auf dem Arm wieder nach Oberstrom, also den Bach hinauf zu dem ersten Hafen, und die ganze Prozedur begann aufs Neue. Peter wurde es nicht müde, die immer gleichen Handlungen auszuführen und dort, am Bach, alleine zu spielen.

Doch, es kann der Gute nicht in Frieden spielen, wenn ihm der schlechte

Nachbar Böses will, oder wie heißt dieser Spruch? Jedenfalls kam das Unglück von oben, von dem Weg am Bach entlang und in Form eines geworfenen Steines. Der Stein durchschlug wie ein veritabler Felsen die Wasseroberfläche direkt vor dem Bug des gerade ablegenden Schiffes, spülte Wasser in die schon bis zum Rand gefüllten Frachträume und drückte dadurch das ganze Schiff samt Ladung unter Wasser. Peter war nicht sofort zur Stelle, befürchtete auch weitere, geworfene Steine, und der Frachter geriet so in den tiefen Strudel des Prallhanges. Dort, unter der Wasseroberfläche trudelte er führungslos und ziemlich schnell auf die immer näherkommende Unterführung zu. Dort wäre er unweigerlich verloren!

„Willi, du Blödmann!“, rief Peter wütend in Richtung Bachufer und hatte richtig getippt. Dort, auf dem Weg, stand Willi und versuchte doch tatsächlich immer weiter, das Schiff mit Steinen zu treffen. Das war wieder eine von seinen *tollen* Ideen! Jetzt wurde Peter schnell. Er sprang, ungeachtet dessen, von einem Stein getroffen zu werden, in das tiefere Wasser am Prallhang und griff mit beiden Armen tief hinein. Dass seine Stiefel vollliefen, merkte er gar nicht. Beim ersten Mal verfehlte er sein trudelndes Schiff und tauchte erneut beide Arme bis zum Ellenbogen tief ein. Endlich bekam er es am Schornstein zu fassen und hielt es fest. Als er sich dabei noch einmal nach Willi umdrehte, übersah er einen dicken Stein unter der Wasseroberfläche, stolperte und landete mit einem

Bauchklatscher im tiefen Wasser. Mit beiden Händen hielt er zum Glück den Schornstein immer noch umklammert und rettete den Frachter somit ans seichte Ufer. Die Ladung war natürlich verloren, und Peter war patschnass und tropfte wie ein begossener Pudel. Wütend erhob er seine Faust, stolperte ans flache Ufer und wollte Willi drohen. Der hatte sich derweil schon in Richtung Lärche verdrückt.

„Na warte, du Feigling!“, rief Peter dem Flüchtenden hinterher. „Wenn ich dich erwische, dann setzt es was!“

Jetzt war es zuerst einmal mit dem Spielen vorbei. Nachdem er sich und sein Spielzeug ans Ufer gerettet hatte, brauchte er unbedingt trockene Kleidung. Was würde seine Mutter wohl sagen?

Eishockey

Unterhalb des Falkenheims, fast schon bei Wippermanns Wiese, befand sich ein kleines Waldstück, das fast so groß war, wie ihr Garten, also eher nicht allzu groß. Aber es hatte die richtige Größe für ein Hockeyfeld und das reichte den Freunden. Einen Nachteil und einen Vorteil hatte dieses Areal allerdings. Es war zwar nur spärlich bewachsen mit jungen Erlenbäumen, die den Jungen beim Spielen allerdings im Wege standen. Sie nahmen es jedoch wie es war, die Bäume wurden als gegnerische Spieler angesehen, egal für wen! Von großem Vorteil war, dass das kleine Waldstück direkt an den Bach grenzte und im Winter regelmäßig überflutet war. Bei Frost bildete sich eine

hervorragende Eishockeyfläche, von den Bäumen einmal abgesehen.

Als Hockeyschläger dienten geschlagene und zurechtgeschnittene Äste, wenn sie nur ungefähr die Form eines echten Eishockeyschlägers hatten. Als Puck diente alles, was flach, rund und hart genug war; die richtige Größe war auch noch wichtig! Ihre Schlittschuhe waren einfach und wurden mittels Krallen an die Sohlen der normalen Straßenschuhe geschraubt, sehr zum Leidwesen der Eltern. Nicht selten wurden im Eifer des Gefechts ein paar Sohlen halb oder ganz abgerissen, und die Schuhe mussten beim Schuhmacher für teures Geld neu besohlt werden.

Auch heute waren schnell zwei Mannschaften gewählt. Die beiden Brüder Peter und Horst spielten gegen Detlef und

Karl-Hermann. Einen Schiedsrichter gab es nicht, deswegen entschieden alle oder keiner. Mit den Regeln nahmen sie es sowieso nicht so genau. Das hatte natürlich zur Folge, dass nach jedem Spiel neben den gefallenen Toren zuerst einmal die Wunden gezählt und versorgt werden mussten.

Anstoß! Peter schlug einen harten Puck Richtung gegnerisches Tor. Doch vorher war noch ein Baum dazwischen. Der Stamm einer kleinen Erle lenkte den Puck ab. Und wenn Detlef nicht gewesen wäre, hätte Peter ihn bestimmt direkt im Bach versenkt. Der Bach war im Winter fast nie ganz zugefroren, dafür floss er zu schnell. Aber Eisflächen und lockere Eisschollen waren immer vorhanden, so dass so mancher Puck darunter verschwinden konnte. Aber sie hatten genügend

Ersatzpucks parat. Detlef brachte einen Puck ins Spiel, Karl-Hermann reagierte am schnellsten und gab ihm die richtige Richtung. Auch der Drall passte, der Puck prallte an Peters Schlittschuh ab und trudelte unhaltbar in Peters und Horsts Tor. 1:0!

„Jep“, meinte Detlef freudestrahlend, „jetzt haben wir euch im Kasten!“

„Freut euch nicht zu früh“, gab Horst siegessicher zurück, „am Ende zählen wir zusammen.“

So nahm das Match seinen Lauf. Viele gute Querpässe wurden gespielt. Noch kein Puck war im Bach verlorengegangen, und kein Spieler hatte sich ernsthaft verletzt. Doch plötzlich foulte Detlef Peter mit einem harten

Bodycheck, so dass dieser stürzte, quer über die Eisfläche rutschte und an einer Baumwurzel hängenblieb.

„Autsch, spinnst du!“, jaulte Peter.
„Wir müssen morgen alle wieder zur Schule. Lass langsam gehen!“

Den großen blauen Fleck an seiner Seite übersah er geflissentlich. Ein Indianer kennt eben keine Schmerzen! Zähne zusammengebissen und weiter! Je länger das Spiel dauerte, es ging hin und her mit dem Ergebnis; 1:1, 2:1, 2:2, desto mehr ließ die Konzentration nach. Und so musste es ja kommen! Horst konnte Karl-Hermann nicht stoppen, und Peter warf sich von der Seite dazwischen. Er verpasste den Puck, und jetzt, da er einen Baumstamm oder eine Wurzel gebraucht hätte, waren keine vorhanden. Peter rutschte unweigerlich über die

Spielfeldkante hinaus und landete, mit dem Rücken voran, im eisigen Bachwasser. Das Spiel war sofort vergessen, das Ergebnis nebensächlich, und die drei Freunde eilten ihrem Mitspieler zu Hilfe. War es Nichtkönnen oder Mangel an Reflexen bei Peter, das wollten die Freunde jetzt nicht herausfinden. Sie halfen ihrem Freund aus dem eiskalten Wasser.

Wieder einmal bereitete die Biege Peters Spiel ein jähes Ende. Er musste auf dem schnellsten Weg nach Hause, um sich umzuziehen, sonst wäre eine Erkältung vorprogrammiert.

Straßenschlacht

Die Kinder der Herforder Straße und die Kinder der Valdorfer Straße waren sich nicht immer grün. Warum das so war, konnte niemand mehr sagen. Der Anfang der Streitigkeiten musste vor ihrer Zeit liegen. Jedenfalls war es besser, wenn die Kinder sich nicht trafen. Es ging jedes Mal nicht ohne Blessuren ab, Schimpfwörter waren das Mindeste.

Die natürliche Grenze zwischen den beiden Straßenzügen war der Bach, unsere Bieke. Im Norden des einen Ufers schloss sich das Gelände der Kleinbahn an, daran anschließend ein kleines Industriegebiet und, mehr östlich, der Mergelhaufen, ein hügeliges, mit kleinen Bäumen locker bewachsenes Gebiet. Südlich des

Bachlaufes lagen Wippermanns Wiese, der Hügel mit dem Falkenheim, die Lärche, einige Schrebergärten und natürlich die Valdorfer Straße. Dazu wurde auch die Weidestraße gezählt. Auf die Kinder der Weidestraße konnte man im Ernstfall nicht verzichten.

Ein Signal zum Angriff gab es nie, es lag einfach etwas Undefinierbares in der Luft. Es hatte wahrscheinlich zu viele unrühmliche Begegnungen gegeben. Rumgesprachen hatte es sich in Windeseile, und nun standen sich auf beiden Seiten des Baches die verfeindeten Parteien gegenüber. Die Anzahl der Kontrahenten war nie richtig auszumachen, dafür verteilten sich die befeindeten Gruppen zu sehr.

Heute konzentrierte sich der Angriff der Herforder anscheinend auf

den Bereich der Lärche, zwischen Falkenheim und Mergelhaufen. Eine Strategie musste her! Horst verteilte seine Valdorfer-Truppe zur Hälfte in der ersten Flutmulde, zum anderen hinter den hohen Pappeln in der Lärche. Beide Gruppen konnten sich sehen und durch Zeichen verständigen.

Es tat sich nichts und war lange Zeit ruhig. Der Feind hatte den Vorteil des höherliegenden Geländes, dagegen suchten die Valdorfer Schutz in der Mulde und hinter den dicken Pappelstämmen in der Lärche.

Dann zerriss ein lauter Pfiff die Stille, und sofort flogen dicke Steine vom Bahndamm aus über den Bach in die Lärche und prallten an den Baumstämmen ab. In Ermangelung genügend eigener Munition klaubten die Valdorfer Freunde

die feindliche Munition auf und erwiderten das Feuer. Zwischenzeitig rief Horst seine Freunde aus der Mulde in die Lärche, um die Gruppe hier zu verstärken. Es ging eine Zeitlang hin und her, da immer wieder dieselben Steine geworfen wurden, mal hin und mal zurück. Dann hatte Peter die Idee!

„Angriff, alle mir nach!“, schrie er aus Leibeskräften, verließ seine Deckung, sprang in den Bach und sammelte Kiesel vom Grund. In der Zwischenzeit feuerten seine Freunde zur Ablenkung des Feindes weiter. Als auch Peter seine Kiesel einsetzte, waren die Valdorfer Freunde mit der Munition in einer besseren Ausgangslage und konnten vorrücken. Immer mehr Kiesel aus dem Bach kamen zum Einsatz. Sie waren nicht so schwer wie die Steine vom Bahndamm, flogen aber

weiter und trafen häufiger. Das Geschrei der Herforder signalisierte den Freunden, dass sie die richtige Taktik hatten. Sie überquerten den Bach mit viel Munition in den Taschen, drangen die Böschung zum Bahndamm hinauf und vertrieben die Herforder in alle Himmelsrichtungen.

Jubelnd standen sie als Sieger auf den Kleinbahnschienen. Natürlich hatten auch sie etliche Blessuren davongetragen, aber zum Glück nichts Ernsteres! Dass bei allen Valdorfer Freunden die Hosenbeine bis zu den Knien und die Hemdsärmeln bis zu den Ellenbogen durchnässt waren, bemerkten sie erst bei ihrem geordneten Rückzug. Erneut mussten sie durch den Bach waten, aber das machte keinem etwas aus.

Epilog

Es war oftmals nicht einfach, alle Gedanken zu einem Thema in der kurzen Zeitspanne von nur zehn Minuten ausreichend zu entfalten. Andererseits war es sehr reizvoll, sich einmal auf das Wesentliche beschränken zu müssen. Ich hoffe, dass mir diese Beschränkung wenigstens in einigen Passagen gelungen ist.

Bildquellen

- pixabay.com
- Deutsche ApothekerZeitung
- Wikipedia
- Bach: aus B. Hoecker, Das Katzenhuhn